

(Nachdruck verboten.)

77) Das tägliche Brot.

Roman von C. Diebig.

Unermüdet stapften ihre Füße durch Schnee und Schmutz; während sie in die Häuser ging, um an den Hintertüren zu klopfen oder das Blatt unter die Strohmatten zu schieben, hielt Fridchen außen Wacht. Wenn nur nicht die vielen drei und vier Treppen gewesen wären! Mühselig, sich am Geländer haltend, mit ihren dicken und doch längst vom Schnee durchfärbten Schuhen große Tappen zurücklassend, keuchte Mine da hinauf. Sie wurde immer später mit Austragen fertig wie andere Zeitungsfrauen; ja, wenn Fridchen schon so fix auf den Beinen gewesen wäre, um ein paar Häuser ganz allein zu besorgen! Aber das konnte die doch noch nicht. Als ein Polizist das Fahren mit dem Kinderwagen auf dem Trottoir verbot und das Schieben durch den hohen Schnee des Dammes zu beschwerlich war, hing Fridchen der Mutter noch wie ein Bleigewicht am Rock.

Aber wunderbar, seit das Kind mittam, öffneten sich viele Türen weiter. Das kleine, verrostete Ding der Zeitungsfrau fand Freunde. Wo seine Köchinnen waren, wurde freilich gleich wieder zugeschlagen, aber manche Hausfrau, die selber öffnete, spendete eine Tasse warmen Kaffee, und auf der Treppe sitzend, teilten sich Mutter und Kind in den Genuß. Und einmal bekam Fridchen sogar einen Apfel! Zwei freundliche kleine Mädchen, Lore und Else, schenkten ihn ihr. Sie traute sich gar nicht, ihn gleich zu essen; sie brachte ihn noch nach Hause mit.

An den Ecken der Straßen und auf den Promenaden fing man schon an, Postketteln von Tannen aufzustellen; ganze Alleen duftiger, dunkelgrüner Weihnachtsbäume wurden gerichtet.

In den Mittagsstunden fand sich Artur dort ein, in der Absicht, den Herrschaften die Bäume nach Hause zu tragen. Aber er trug keine. Es kamen erst wenige Herrschaften, und dann waren auch andere schneller dabei, sich zum Tragen anzubieten als er. Ehe er einen Schritt vorwärts getan, hatten die den Baum bereits gepackt und schleiften ihn davon.

An den Ecken zog es, er hatte keine Haushandschuhe und froh erbärmlich in seinem abgeschabten Ueberzieher; und wegen dieses Ueberziehers lachten ihn die anderen noch aus. Die trugen keinen, nur flauschige Arbeitsjacken, aber dicke Wollschals um den Hals und Ohrenklappen an den Mützen. Auf Arturs breiten Hut schien es der Wind besonders abgesehen zu haben; ihn packen, vom Kopf reißen, fortwirbeln war eins, und Artur mußte nachsetzen durch dick und dünn.

Das war der bitterste Tag für Artur, als er eine alte Mütze seines Vaters, die dieser bei seinen Marktfuhren getragen, borgen mußte. Frau Reschke meinte zwar, sie stände dem Sohne gut, besonders so ein bißchen schief auf die Seite gerückt; aber Artur lächelte nicht, wie er sonst wohl bei den Schmeicheleien der Mutter gelächelt, sondern sah finster drein.

Nun stellte er sich an den Markthallen auf; nicht bloß vor der nächstliegenden am Magdeburger Platz, nein, bis nach der Lindenstraße ging er, und, wenn er früh genug aufkam, suchte er die alte, wohlbekanntete Stätte am Alexanderplatz auf. Dort gab's zu heben, zu schleppen, zuzureichen, wenn die großen Händler verluden. Man konnte ganz gut dabei verdienen; Artur erinnerte sich, daß sein Vater für den Korb, den ihm einer zur Karre trug, zehn Pfennige gegeben. Als ihm aber ein dicker Schlächter, dem er ein Kalbsviertel nachgetragen, unter dessen Gewicht er beinahe zusammengebrochen war, nur zehn Pfennige bezahlte, mußte er auf. Doch nun war es, als hätte er's dadurch verdorben; jeder nahm sich lieber einen anderen zu Hilfe, einen jener stämmigen Kerle mit Sternnaden und verflochtenen Nasen.

Ab und zu nur ließ sich ein zierliches Dienstmädchen von dem blaffen, hübschen Menschen mit den melancholischen Augen den Marktkorb bis vors Haus bringen und gab ihm zwanzig Pfennige; oder eine alte jüdische Dame, der er die mächtige Säbdegen nachtrug oder die Freitagssische in der Küche ablieferte, gab ihm zehn Pfennige. Seit er aber einmal in einer stattlichen Frau mit Sammetcape und

Blumenhut, die ihm eine Tasche und so und so viel Lüten aufpackte, die Auguste erkannte, die früher, als sie noch Dienstmädchen gewesen, bei seiner Mutter im Grünram gekauft, ging er nicht mehr zu den Markthallen. Wenn er auch die Mühe tief in die Stirn rückte und den Kopf senkte, er zitterte doch, daß ihn einmal eine erkennen möchte.

Nun verteilte er Reflamezetteln für ein neu etabliertes Herrengarderobengeschäft, aber das machte gleich pleite; dann für ein Spezialitätentheater — „Miß Dinora, die Dame mit dem schönsten Busen der Welt!“ — nach einem Tage schon war die Reflame nicht mehr nötig, das Lokal war überfüllt. Er schrieb auch Extrablätter aus: „Grauige Bluttat, furchtbare Mordtat“, aber sein Organ reichte nicht aus, es war zu schwach, um mit seinem „Mord, Mord“ den Lärm der Straßen zu durchdringen.

Nun lief er die großen Geschäfte und Warenhäuser ab, da konnte man zuweilen ankommen, um den Hausdienern beim Beladen oder Abpacken der Wagen zu helfen. Fünzig Pfennig gab's für die Stunde; jezt um Weihnachten, in der Erntezeit der Geschäfte, war Hilfe oft erwünscht. Freilich, der Ueberzieher ging dabei zum Teufel, mit Schreden sah's Artur, die rechte Schulter und der rechte Arm zeigten gar keine Wolle mehr. Nun ließ er ihn zu Hause und ließ bloß in seinem Röckchen, unter das er eine alte Häfelweste gezogen; Mine wollte ihm auch noch durchaus ihr Tuch unterbinden, aber da wurde er unwirksam.

„Wind's alleine um,“ schrie er gereizt und stieß sie zurück; und doch war Besorgnis in seinem Ton und auch Besorgnis in dem Blick, mit dem er ihre Gestalt maß.

So kalt war es seit Jahren nicht gewesen wie in diesem Winter. Der Schneefall im November hatte im Dezember aufgehört, dafür war der Boden sukzessive gefroren, ein eisiger Wind zog jede Feuchtigkeit aus der Luft und schnitt wie mit Messern. Die kleinen Spatzen erfroren, und vom freien Felde kamen Raben und Krähen herein, flatterten auf die Firste der Häuser und äugelten gierig hinunter in die Höfe. Ganze Schwärme dieser hungernden Tiere durchkrächzten den Tiergarten und verkrochen sich dann irgendwo.

Mine hatte ein paar alte Kisten ergattert, die zerklüftet sie zu Kleinholz und stopfte davon in den Küchenofen, wenn Artur nach Hause kam. Das knackte und klackerte zwar, so daß Fridchen laut lachte, aber die Eisblumen am Fenster tauten doch nicht, eine undurchdringliche Wand hielten sie aufgerichtet zwischen der kleinen Welt hier innen und der großen Welt da draußen.

Mit immer schwererem Tritt und schwererem Herzen trug Mine ihre Zeitungen aus — Artur war von neuem krank. Diesmal war es weniger der Husten als ein heftiger Schmerz im Leibe, der ihn befallen, da er beim Verpacken eines Geschäftswagens einen Ballen Tuch ungeschickt aufgehoben hatte. Nun mußte er alle Tage zum Arzt; den hatte er zwar umsonst, aber die Einreibung kostete doch, und schwer zu heben oder zu tragen hatte ihm der Doktor für lange Zeit streng verboten.

„Ja bin un bleibe 'n Schwachmatikus,“ stöhnte Artur. „Ich bin schön aufgeschmissen!“ Seine Mutter wollte er gar nicht sehen. Als die Sorge um den Sohn Frau Reschke in die kleine Wohnung trieb, wo sie sich sonst kaum sehen ließ, schleppte sich Artur so rasch er konnte in die Kammer, jammerte die Tür hinter sich zu und drehte den Schlüssel um.

Die Reschke klopfte: „Artur, mach man uf! Artur, is bin et ja!“

In der Kammer rührte sich nichts.

„Artur, Artur! Hörste denn nich? N — Deine Mutter! Artur!“

Er mußte sie gehört haben, und doch öffnete er nicht. Nicht einmal eine Antwort gab er.

„Er will gar keenen sehn,“ sagte Mine, die dabei stand und verlegen an ihrer Schürze zupfte, gleichsam zur Entschuldigung.

Die Reschke weinte.

Als sie gegangen war, machte Mine ihrem Mann Vorwürfe. „Warum biste denn so? Du hätst'it ihr wohl reinlassen können. Rudste, so stand se hier, un so'ne Augen

machte sie, um klopfte und lauerte. Sie hat mer in der Seele erbarnt.

„Sei stille,“ murmelte er, „sängste auch an? Ich will sie nicht sehn!“

„Aber warum denn nicht?“

„Weil ich nicht will!“ Und damit drehte er sich im Bett, in das er sich in der ungeheizten Kammer geflüchtet hatte, herum und kehrte das Gesicht gegen die Wand. Aber nach ihrer Hand faßte er blindlings und hielt sie fest; Mine mußte auf dem Bettrand bei ihm sitzen bleiben.

Arturs Leiden besserte sich insoweit, daß er bald wieder herumlaufen konnte. Da erinnerte er sich einer Gewohnheit seiner Junggelesenzeit, jenes einzigen Jahres, in dem er, wie er halb scherzhaft sagte, einmal nicht gegängelt worden war. Damals, als er in Berlin herumgeirrt, hatte er sich einen Verdienst, sogar noch einen Spaß daraus gemacht, nachts vor den öffentlich Ballokalen Posten zu stehen, Droschken herbeizuholen und vor den seidenbeschuhten Füßchen der Ringeltangeleusen und Halbwelt Damen den Schlag aufzureißen. Die geizten nicht.

Und so machte er sich denn auch jetzt jeden Abend, wenn Mine längst im Bett lag und schlief, dahin auf.

„Du, Leo, gib dem armen Kerl doch mal 'n paar Troschen,“ sagte eines Morgens gegen vier eine gährende, goldblonde Person zu ihrem Begleiter, einem eleganten Herrn mit Anfaß zu Embonpoint und bläulichen Schatten auf den glattrasierten Wangen und dem vollen Kinn. Und indem sie den pelzbefestigten, roten Mantel mit einem leichten Schauer fester um die Schultern zog, setzte sie ungeduldig hinzu, als sie ihn noch in seinem Portemonnaie wühlen sah: „Na, ich schon, wer weiß, in was für 'nem Keller der Klaut!“

Die Stimme war Artur bekannt vorgekommen, auch manches in der Haltung — das Frauenzimmer erinnerte an Trude. Na, wenn schon! Ohne sonderlich davon erregt zu sein, schlich er nach Hause; er hatte nur den einen Gedanken: etwas Warmes trinken und dann schlafen. Alles andere war ihm egal.

Zum erstenmal konnten sie die Miete nicht bezahlen, pünktlich waren sie freilich im November auch schon nicht gewesen; und beim Väder hatten sie sechs Mark und beim Kaufmann fünf Mark Schulden. Mine traute sich nicht mehr, selber einzuholen, Fridchen wurde mit einem Zettel hinein geschickt, während die Mutter in der nächsten Haustürnische wartete. —

Der heilige Abend nahte. Die Schaufenster zeigten immer verführerischere Auslagen. Am letzten Sonntag vorm Fest ging Mine mit Fridchen bis auf die Potsdamer Straße, um ihr die Läden zu zeigen. Das Kind staunte mit großen Augen und offenem Mund; es war außer sich vor Glück und weinte, als die Mutter nun endlich nicht mehr vor den Ladenpuppen und den warmen Mäntelchen und Mütchen und Müßchen stehen bleiben wollte.

Das heranrückende Weihnachtsfest schien aber nicht bloß die Geldbeutel, nein, auch die Herzen zu öffnen: Mine hat nie um etwas, und doch bekam sie Geschenke.

„Es wird am Ende noch ein Christkindchen,“ sagte eine heitere, hübsche Dame, die Mutter der zwei kleinen Mädchen, Lore und Else, die Fridchen einmal den Apfel geschenkt. Sie nahm immer selber den „Lokal-Anzeiger“ ab und gab nun der Zeitungsfrau Windeln und ein Zäckchen und zwei Hemdchen von ihrem jüngsten.

„Daß Du Dich über so'n zusammengeschnorrtes Zeug noch freuen kannst,“ brummte Artur, als Mine nach Hause kam und ihm ganz glücklich die kleinen Sachen wies. „Nimm sie weg, was soll der Dred?!“

Sie strich förmlich zärtlich die Hemdchen glatt, die er unsanft auseinandergerissen, und verwahrte alles sorgfältig; aber auf ihrem Gesicht war der Freudentaumel erloschen. Daß der Artur doch gar kein Herz für das zu Erwartende hatte! Sie hatte sich auch zuerst nicht gefreut, wahrhaftig nicht, aber nun war doch in ihr Herz ein Schimmer freundlicher Erwartung gekommen.

„Und siehe, der Stern stund oben über, da das Kindlein war. Und sie gingen in das Haus und fanden das Kindlein, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Und der Engel sprach: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!“

Das hatte Mine aufgesagt zur Weihnachtszeit, als sie vor vielen Jahren, im gefriereligen Flachshaar, auf der

niedrigen Holzbank in der mollig warmen Stube gesessen. Jetzt, nach all der Zeit, fiel's ihr auf einmal wieder ein. Eine Hoffnung erwachte in ihr.

Und sie lag die lange Winternacht in ihrer kalten Kammer und bewegte diese Worte in ihrem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Säuglingspflege und Säuglingsernährung.

Von Dr. B. Steininger.

Einer der bedeutendsten Faktoren der Säuglingssterblichkeit ist das soziale Elend. Nicht die Säuglinge der Wohlhabenden füllen die Friedhöfe, sondern die unehelichen Kinder, die als Ziehkinder unrichtig ernährt und schlecht gepflegt werden und die Säuglinge der verheirateten Frauen, die ihren Kindern die Mutterbrust nicht reichen können, weil sie bald nach der Geburt für die Familie hinaus in die Arbeit müssen. Dazu kommt noch das Wohnungseld, besonders die Gefahren der Dachbodenwohnungen in den heißen Sommermonaten, die Unkenntnis vieler Mütter in der Säuglingspflege und Säuglingsernährung und ihr häufiges Vorurteil, daß sie wegen allgemeiner Schwäche und ungenügender Funktion der Brustdrüse nicht imstande sind zu stillen. So kommt es, daß in Deutschland die Säuglingssterblichkeit noch immer sehr hoch ist trotz aller Fortschritte auf dem Gebiete der sozialen Säuglingspflege. (Man denke nur an die Säuglingsheime, Mutterberatungsstellen, Krippen, Pflegevereine, Wöchnerinnenasyle, nicht zu vergessen die verbesserte Milchtechnik und die Bemühungen, alle Volkstriebe über die Säuglingsernährung aufzuklären.) So weist die Berliner Statistik von 1904 nach, daß 3737 Säuglinge an Magen Darmkrankheiten gestorben sind. Von diesen Säuglingen wurden 144 mit Brustmilch, 162 mit Brust- und Tiermilch und 2380 mit Tiermilch ernährt. Aber alle Bemühungen, die Säuglingssterblichkeit zu bekämpfen, haben sich als unzulänglich erwiesen. Auch in Zukunft wird nur dann ein vollkommener Erfolg sicher sein, wenn sich die Frauen allgemein zur Rückkehr zum Stillen bewegen lassen, vor allem aber, wenn unbemittelten Müttern durch eine Art Versicherung, ähnlich der Krankenversicherung, die materielle Möglichkeit geboten wird, daß sie sich nach der Geburt einige Zeit dem Stillen und der Pflege des Kindes widmen können.

Denn das Resultat aller Forschungen auf dem Gebiete der Säuglingsernährung hat ergeben, daß es keinen Ersatz für Frauenmilch gibt. Selbst groß äußerlich können wir in bezug auf Fett-, Eiweiß- und Zuckergehalt kaum ein der Muttermilch gleiches Präparat herstellen, noch viel weniger können wir einem Kunstprodukt die Schutzstoffe verleihen, die die lebende Milch der Mutterbrust enthält. Wir können einen Teil dieser Stoffe nachweisen, aber wir können sie nicht nachmachen. Während der neun Monate der Schwangerschaft hat der menschliche Körper gearbeitet und aufgebaut, um eine eigens dem Säugling und seinen Eigentümlichkeiten entsprechende Milch produzieren zu können. Sie enthält, außer den Schutzstoffen gegen gewisse Krankheiten, die Verdauung fördernde Stoffe (Enzyme) und Nährsubstanzen, wie sie nur zum Körperaufbau des menschlichen Säuglings geeignet sind. Gerade diese Eigenschaften machen jede einzelne Milchsorte, gleichgültig ob Menschen- oder Tiermilch, in erster Linie nur für die Gattung als Nahrung geeignet, von der sie stammt; die Kuhmilch ist also am geeignetsten für das Kalb. Da dieses sehr reich wächst, sind die Stoffe, die die Kuhmilch zusammensetzen, qualitativ, quantitativ und prozentualer andere wie in der Menschenmilch.

Ferner besitzt die Muttermilch noch einen anderen Vorteil: Sie ist frei von schädlichen Keimen (Vakterien), während die Kuhmilch von Krankheitserregern wimmelt, die auf dem langen Wege vom Orte der Gewinnung bis zum Gebrauch in die Milch gelangen und eine wesentliche Ursache der Magen Darmkrankheiten sind.

Fast 80 Proz. aller Frauen sind körperlich imstande zu stillen, das haben besonders die Beobachtungen und Untersuchungen in den Entbindungsanstalten und Wöchnerinnenheimen gelehrt. Von einer Degeneration der Milchdrüse kann also nicht die Rede sein. Sehr oft glauben die Frauen, besonders Erstgebärende, daß die Milchsekretion ungenügend sei und unterlassen deshalb das Stillen. Diese Mahnung ist aber überflüssig, denn in der Mehrzahl der Fälle handelt es sich nur um ein verspätetes Einschießen der Milch. Um zu zeigen, wie verschieden der Zeitpunkt des Einschießens der Milch bei verschiedenen Frauen ist, seien hier folgende Angaben gemacht.

Von 326 erstgebärenden Frauen erfolgte das Einschießen der Milch

	9 mal nach	24 bis 48 Stunden nach der Geburt	
115	"	48	" 72
159	"	72	" 96
42	"	96	" 120
1	"	120	" 144

Aber selbst wenn die Milch etwas verspätet einschießt und anfangs die Brustdrüse nur kleine Milchquantitäten liefert, schadet

des dem Kinde nicht, es entwickelt sich immer noch besser als bei künstlicher Ernährung. Sollte sich aber die Ernährung auf die Dauer als unzureichend erweisen, kann man das Kind teilweise natürlich, teilweise künstlich ernähren, das Nähere darüber jedoch hat selbstverständlich der Arzt zu bestimmen. Sehr oft aber ist die Ursache einer anfangs ungenügenden Funktion der Brustdrüse die weitverbreitete Unsitte, die Nahrungsmenge der Wöchnerinnen einzuschränken und ihnen nur Suppen anzubieten.

Zunächst müssen wir noch besonders darauf hinweisen, daß die künstliche Ernährung die größte Schwierigkeit bietet und am ehesten mißlingt, wenn sie von Anfang an besteht. Wird das Kind nur vierzehn, ja nur acht Tage lang gestillt, so entwickelt sich in seinem Darm eine ganz andere physiologische Flora jener Lebewesen, Bakterien genannt, und das Gelingen der künstlichen Ernährung gewinnt schon außerordentlich an Sicherheit. Fast jede Mutter aber ist bei gutem Willen imstande, in den ersten Wochen, ja Tagen zu stillen.

Von der Pflicht, in den ersten Wochen zu stillen, kann die Frau nur entbunden werden bei schweren fieberhaften Krankheiten, vor allem aber, wenn sie tuberkulös ist oder war, ja wenn nur der geringste Verdacht auf Tuberkulose (Schwind sucht) besteht. Es ist sogar wünschenswert, daß Frauen, wenn sie in der Hinsicht von ihren Eltern her erblich belastet sind, die größte Vorsicht walten lassen, denn die Zeit des Wochenbettes und des Stillens ist für diese Frauen eine sehr gefährliche Zeit und ihre Krankheit nimmt dabei leicht einen schweren Verlauf. Auch für das Kind besteht wegen der innigen Berührung beim Stillen die Gefahr der direkten Ansteckung, während durch die Milch selbst dem Kinde die Erreger der Schwind sucht, die Tuberkelbazillen, nicht übertragen werden.

Jede Mutter, die entschlossen ist, ihr Kind zu stillen, stellt die Frage, wie sie sich ernähren solle. Hier ist zu betonen, daß jede Ernährung geeignet ist, wenn sie genügend ist. Ebenso ist es ein Vorurteil Stillenden Obst und saure Genußmittel zu verbieten. Alkoholische Getränke, wie Bier und Wein, sind für Stillende unter keinen Umständen nötig, es werden aber nur bei stärkerem Konsum von Alkohol Spuren durch die Milch ausgeschieden und können so den Säugling schädigen.

Sehr oft kommt ferner der Arzt noch in die Lage, die Frage beantworten zu müssen, ob das eingetretene Unwohlsein die Mutter zum Stillen untauglich macht. Darauf ist zu erwidern: daß das Wiedereintreten der Periode während des Stillens das Normale und die Regel ist und das Ausbleiben die Ausnahme. Sicher ist, daß manchmal beim Kinde während dieser Zeit am Ernährungszustand Störungen auftreten und auf einen Einfluß der Menstruation hinweisen. Dieser Einfluß ist jedoch nicht so hoch anzuschlagen, daß deshalb ein Abstillen nötig ist. Auch die Brustkinder leiden manchmal an geringen Ernährungsstörungen. Das hat seine Ursache in der Unruhe des zu häufigen Anlegens. Sowohl das natürlich wie das künstlich ernährte Kind soll nie mehr als fünf Mahlzeiten bekommen, also ungefähr nach einer Pause von vier Stunden bei Tag und nach einer achtstündigen Pause in der Nacht. Denn erst nach drei Stunden ist der Magen mit der vorangegangenen Mahlzeit fertig und vermag eine neue Portion in Angriff zu nehmen. Als ausschließlicher Ersatz der Frauenn Milch kommt in unseren Ländern nur die Kuhmilch in Betracht. Es ist aber dabei fraglich, ob sich mit einer solchen Ernährung überhaupt ein Zustand des Säuglings erzielen läßt, der sich vollkommen mit dem Begriff des gesunden und normalen Kindes deckt. Immerhin gelingt es bei verständiger Ernährung und Pflege, ein befriedigendes Gedeihen des Kindes zu ermöglichen. Besondere Aufmerksamkeit erfordert die Behandlung der Milch. Im wesentlichen sind dabei folgende Aufgaben zu erfüllen: Zuerst müssen wir die in der Milch vorhandenen Lebewesen (Bakterien) unschädlich machen. Dies geschieht am besten durch Abkochen, das sofort zu erfolgen hat, sobald die rohe Milch ins Haus gebracht wird. Es genügt dabei das einfache Aufkochen, zwar wird durch längeres Kochen die Milch keimfrei, aber ihre Zusammensetzung wird dabei chemisch so verändert, daß sie nicht mehr so schmackhaft ist, ja sogar schaden kann. Zweitens muß bei der Aufbereitung die nachträgliche Fersehung vermieden werden. Dies geschieht durch sofortiges rasches Abkühlen der Milch nach dem Kochen und Aufbewahrung an einem kühlen Ort, eventuell im fließenden Leitungswasser. Während der heißen Sommermonate soll man Säuglingen nie Milch geben, die länger als 2-3 Stunden nach dem Abkochen aufbewahrt worden ist. Die gefährlichste Milch ist jene, die den Kindern in der Frühe verabreicht wird, besonders wenn es nicht möglich war, sie genügend zu kühlen. Hier ist es ratsamer, lieber die Kinder etwas hungern zu lassen und ihnen erst Nahrung zu geben, wenn frische Milch zur Verfügung steht. Eine schwierige Entscheidung ist der Grad der Verdünnung. Man beginnt mit einer Mischung von einem Teile Milch und zwei Teilen Wasser und geht gegen Ende des ersten Jahres zur Vollmilch über. Das Tempo der Milchverdünnung ergibt sich dabei von selbst, die Tagesmenge soll im allgemeinen nie einen Liter übersteigen. Vor allem aber ist nochmals daran zu erinnern, daß wir konsequent bei nur fünf Mahlzeiten bleiben müssen. Die Milch wird in den ersten vier Monaten nur mit Wasser verdünnt, erst später nehmen wir eine Schleim- oder Mehlabkochung (1 Eßlöffel Mehl auf einen halben Liter Wasser) als Verdünnungsmittel. Früher mit Mehlernahrung zu beginnen, ist auf das Dringendste zu widerraten, da vorher vom kindlichen Darm nicht

die Drüsenäfte abgefordert werden, die die Mehle lösen und umwandeln. Schwere Ernährungsstörungen mit unauffälligem tödlichen Ende sind oft die Folge der Ernährung mit den sogenannten Kindermehlen und Zwiebackabkochungen.

Die Größe der Einzelmahlzeit nach einem Schema zu bestimmen, ist unhalbar. Jede aufmerksame Mutter merkt an dem Verhalten des Kindes, wann es satt ist, und nimmt auch dann die Flasche weg, wenn das Kind einmal weniger getrunken hat. Zudem sie alle Anstrengungen unterläßt, dem Kinde mehr beizubringen, als es spontan trinkt, bewahrt sie es nur vor den Schäden der Ueberernährung.

Als den Zeitpunkt, an dem bei jedem Kinde, außer den vorher erwähnten Verdünnungen, mit einer Mehlernahrung begonnen werden kann, bezeichnen wir die Zeit des vollendeten sechsten Lebensmonats und verabreichen eine Mahlzeit, bestehend aus gewöhnlicher Fleischbrühe mit Ories. Gegen Ende des ersten Jahres kann man dann bei besonders kräftigen Kindern mit der Verabreichung von Gemüse in kleinen Quantitäten (einige Teelöffel nach der Suppe) beginnen. Spinat, Mohrrüben, Blumenkohl, letztere durch ein Sieb gepreßt, eignen sich besonders dazu. Bei schwächeren Kindern aber verlegt man die Darreichung von Gemüse an den Anfang des zweiten Jahres, Fleisch und Eier gibt man noch später.

Noch einige Worte über die Mundreinigung. Der gesunde Säugling hat infolge der Saugbewegungen eine reine Mundhöhle, so daß keine Notwendigkeit einer besonderen Reinigung vorliegt, zumal dabei leicht kleine Verletzungen der Schleimhäute vorkommen. Sonst jedoch halte man beim Säugling auf peinlichste Reinlichkeit Weg mit allen Schnullern und Lutschern, die die Quelle so vieler Schmutzinfektionen sind. Rein sei auch stets die Milchflasche. Am leichtesten gelingt dies, wenn man sie sofort nach Gebrauch mit heißer Sodalösung spült und dann in reinem Wasser bis zum nächsten Gebrauch liegen läßt.

Zu erwähnen sind ferner noch die Säuglingsfürsorgestellen, wo Müttern Rat über zweckmäßige Säuglingsernährung erteilt wird, unter Umständen werden stillende Mütter dort auch unterstützt, nichtstillende erhalten, wenn unbemittelt, Milch zuermäßigten Preisen oder gratis. Diese Fürsorgestellen der **Schmid-Soliden** Stiftung befinden sich: Blumenstr. 78, Chausseest. 11, Dugentoggenstraße 7, Kammstr. 63, Panstr. 7, Großbeerstr. 10, Freyhauser Allee 45.

Telegraphie und Telephonie.

Im Jahre 1909 kann die Telegraphie ihren hundertjährigen Geburtstag feiern. Denn im Jahre 1809 wurde von **Sömmering** zum ersten Male der elektrische Strom zur Uebermittlung von Nachrichten benutzt. Allerdings wurde von ihm eine chemische Wirkung des Stromes, nämlich die Zersetzung des Wassers in seine Bestandteile, verwendet, während die modernen telegraphischen Apparate auf den magnetischen Eigenschaften der Elektrizität beruhen. Der Apparat von Sömmering war noch sehr kompliziert und benötigte für jedes zu übertragende Zeichen eine besondere Leitung. Die Entwicklung des Telegraphen ist überraschend schnell vor sich gegangen. So bringt z. B. die jetzt erschienene Statistik der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung für das Kalenderjahr 1907 einige interessante Zahlen über die Ausdehnung des Telegraphennetzes in Deutschland. Es gab in Deutschland 1907 über 37 000 Telegraphenanstalten bei einer Gesamtlänge des Leitungsnetzes von über 1/2 Million Kilometer. Die Gesamtzahl der beförderten Telegramme erreichte die stattliche Summe von fast 55 Millionen Stück.

Die Telegraphenleitungen umspannen heute tatsächlich den ganzen Erdball. Es kann jetzt nach Fertigstellung einer Linie in Asien direkt von London nach Kalkutta auf eine Länge von 11 000 Kilometern ohne Umtelegraphierung telegraphiert werden. Bemerkenswert ist es, daß diese Verbindung mit Ausnahme einer kurzen Kabelfstrecke 420 Kilometer durch die Nordsee und einer noch kürzeren durch die Meerenge von Kerisch durchweg von oberirdischen Leitungen hergestellt wird. Die Linie geht von London durch die Nordsee nach Emden. Von dort über Berlin und Warschau durch ganz Rußland bis nach Odessa am Schwarzen Meer. Von Odessa geht sie dann durch das Schwarze Meer über Tiflis und Teheran nach Indien bis nach Kalkutta.

Unter Umständen kann man auch notgedrungen Telegramme über lange Leitungen schicken, während die tatsächlichen Entfernungen viel kürzer sind. Während der letzten Ueberseewimmungen in Nordamerika war die Telegraphen- und Eisenbahnverbindung zwischen zwei Städten, Butte und Missoula, die 200 Kilometer von einander entfernt sind, sechs Wochen lang unterbrochen. Um ein wichtiges Telegramm zu befördern, wurde während dieser Zeit einmal innerhalb drei Minuten ein telegraphischer Weg über andere Städte (Chicago - St. Francisco) zwischen beiden Städten hergestellt. Allerdings betrug dabei die Länge der Verbindungsleitungen statt 200 Kilometer 11 000 Kilometer, der Zweck war aber erreicht und die beiden Städte waren mit einander verbunden.

Auch das Fernsprechwesen spielt in Deutschland, wie ja auch aus der Uebervollen Teilnahme des Herrn v. Sydow hervorgeht, eine wichtige Rolle. Mehr als eine halbe Million Teilnehmer in fast 81 000 Orten Deutschlands sind an die Fernsprechnetze, die die

ganz respektable Länge von 4 Millionen Kilometer erreichen, angehängt. Auf je 1956 Einwohner entfiel eine Fernsprechanstalt, so daß es nicht verwunderlich ist, wenn die Gesamtzahl der von den Fernsprechanstalten vermittelten Gespräche auf 1500 Millionen geschätzt wird. Dabei ist Deutschland noch lange nicht „in der Welt voran“, soweit es sich wenigstens um das Fernsprechwesen handelt. In der Schweiz betrug z. B. die Länge der Fernspretleitungen fast ebensoviel wie im Königreich Bayern, das beinahe doppelt so groß ist. Zürich, eine Stadt von 100 000 Einwohnern, hat 8000 Anschlüsse, eine Zahl, die von keiner deutschen Stadt mit gleicher Einwohnerzahl erreicht wird. Die größten Zahlen kann natürlich Amerika aufweisen.

In den Vereinigten Staaten allein gab es Ende 1907 über 6 Millionen Sprechstellen bei einer Gesamtlänge der Leitungen von 21 Millionen Kilometern und der unheimlichen Zahl von fast 13 000 Millionen Gesprächen im Jahr. In Amerika findet eben der Fernsprecher zu allem möglichen Verwendung. So sind zum Beispiel im letzten Jahre in den staatlichen Wäldern der Vereinigten Staaten 5600 Kilometer Fernsprechlinien zur Bekämpfung von Waldbränden gebaut. 1350 Wächter durchstreifen die Wälder und melden ein Feuer, das sie nicht selbst löschen können, mittels eines tragbaren Fernsprechers der nächsten Ueberwachungsstelle, die Löschmannschaften entsenden kann. Dieses System hat bereits sehr gute Erfolge gezeitigt. So entstanden zum Beispiel im Staate New Jersey im Jahre 1902 65 Waldbrände, die einen Schaden von fast 700 000 M. verursachten. Die Zahl der Brände war im Jahre 1907 zwar auf 167 gestiegen. Der Schaden betrug aber dank der telephonischen Ueberwachung nur 49 000 M.

Während man in Deutschland versucht, den Fernsprecherverkehr durch „Zarifreformen“ künstlich einzudämmen, suchen andere Länder den Verkehr auf verschiedene Weise zu heben. So sind zum Beispiel in Oesterreich seit einem Jahre Gesellschaftsanstalten eingeführt, die sich sehr gut bewährt haben. In eine zur Fernsprechzentrale führende Leitung können bis zu vier Fernsprechstellen eingebaut werden, von denen jede im Gegensatz zu den in Deutschland üblichen Nebenstellen direkt mit dem Amt und mit den anderen Fernsprechstellen verkehren kann. Ebenso kann die Zentrale jeden der vier Teilnehmer direkt anrufen. Wenn einer der Teilnehmer spricht, so ist es den anderen unmöglich gemacht, sich in die Leitung einzuschalten oder das Gespräch zu stören. Sth.

Kleines feuilleton.

Geschichtliches.

Dufour: Geschichte der Prostitution. Fünfte Auflage. 3 Bände. (Verlegt bei Dr. P. Langenscheidt, Groß-Richterfelde-Dfl.)

Wer lebenssprühende, farbige Bilder aus der Prostitutionsgeschichte erhalten will, der greife zu der Dufourschen Geschichte der Prostitution. Eine zusammenhängende, sich bis auf die Gegenwart erstreckende Geschichte der seltenen Liebe bietet uns freilich Dufour nicht. Dufour schloß seine auf sorgfältiges Quellenstudium basierende Geschichte der Prostitution mit dem Zeitalter Heinrichs IV. ab. An diese Geschichte leimten nun die deutschen Uebersetzer und Fortsetzer Dufours rein äußerlich und in fliegender Hast einige Tatsachenseiten aus der Prostitutionshistorie. Aus dieser Arbeit konnte natürlich nicht eine wirkliche, die sozialpathologische Massenerscheinung der Käuflichkeit des Weibes aufhellende Geschichte erwachsen. Die Leimpinselarbeit der deutschen Fortsetzer hat die Dufoursche Geschichte der Prostitution verunstaltet. Aber die deutschen Ballhorn des geistreichen Franzosen vermochten nicht dessen glänzende Kapitel der antiken Prostitution zu verschandeln. Und diese Kapitel sind von bleibendem Werte, da sie uns tief in das Verständnis des Wesens der Prostitution einführen. Bei ihnen wollen wir einen Augenblick verweilen.

Dufour selbst hatte eine wenig glückliche Hand, als er seine Definition der Prostitution niederschrieb. Er bezeichnet die Prostitution als einen unzüchtigen Handel mit dem menschlichen Körper, einen bei allen Völkern und zu allen Zeiten bestehenden Schacher. Eine geschichtlich streng begrenzte, nur auf bestimmten wirtschaftlichen Grundlagen fußende Sozialerscheinung ist ihm die Prostitution nicht. Und er gelangte zu seinem unklaren, nebelhaften Prostitutionsbegriffe nur dadurch, daß er die von der Religion geheiligte und die von der Sitte eingefestete gastliche Hingabe der Frau an den Mann mit der schamähnlichen Verschacherung des Weibes auf dem Straßenmarkte zusammenwarf. Damit verwirfachte aber Dufour den sehr bestimmten Prostitutionsbegriff vollständig.

Prostituieren ist mit öffentlich ausstellen, zur Schande ausstellen, der Schande preisgeben, zu übersehen. Die Prostitution der Frau ist daher die schand- und schmachvolle Hingabe des Weibes an den Mann. Die Prostitution als ein das Weib entwürdigender Akt ist an die gewerbmäßige Preisgabe des Weibes gebunden. Der sich preisgebenden Frau wird tatsächlich auf dem städtischen Warenmarkte ein Preis gegeben.

Aber trotzdem Dufour bei der Umgrenzung des Prostitutionsbegriffs scheiterte, so hat er doch die riesenhaften Erscheinungen der Prostitution klar erkannt und treffend gezeichnet. Dufour schildert mit Recht die antiken Großstädte als die Schaupläze eines wildbewegten Prostitutionsstrebens. Die antiken Handelsstädte mit ihrem entwickelten Warenhandel, mit ihrer eigenartigen sozialen Klassensmischung erlebten zuerst in der Geschichte eine wahre Maienblüte der Prostitution. In diesen Handelsstädten scheidet sich streng der geregelte, die Erzeugung und Erziehung legitimer Erbspröhlinge bezweckende eheliche Verkehr von dem unregelmäßigen, nur dem Vergnügen gewidmeten Umgang des Mannes mit der käuflichen Frau. Die Prostituierte Athens, so vergöttert sie auch von ihren liebeglühenden Anbetern sein mag, ist sozial mißachtet. Sie ist eine Ausgestoßene. Meist ist sie stadtfremd. „Als Fremde“, so schreibt Dufour, „hatten sie (die öffentlichen Dirnen) überdies kein Recht, in der Stadt irgendein Eigentumsrecht geltend zu machen, und die, welche Athenerinnen von Geburt waren, verloren, wenn sie sich der Prostitution gewidmet hatten, alle ihre Vorrechte, die mit ihrer Geburt verbunden waren“. Die Athener hatten, wie Demosthenes in seiner treffenden Charakteristik des sexuellen Lebens in dem athenischen Städtestaat ausführte, die Hetären zu ihrem „Vergnügen“, die Ehefrauen aber zur Erzeugung legitimer Kinder und zur Ueberwachung ihres Hauswesens. Die Hetären (die leichteren „Freudinnen jedermanns“) dienen ausschließlich dem sexuellen Vergnügen des Mannes. Die Erregung und Befriedigung der männlichen Geschlechtslust wird zu einem förmlichen Gewerbe käuflicher Frauen. Diese gestalten durch die Pflege einer sinneberührenden Tanz- und Gesangskunst den sexuellen Verkehr förmlich zu einem erotischen Kultus aus. Die Frauenvwelt Athens scheint in zwei streng von einander getrennte Hälften zu zerfallen: in käufliche, den sexuellen Genuß kunstvoll pflegende Geliebte, und in verflümmerte, die Gattung freudlos fortplanzende Hausmütter.

Die antike Großstadt hat bereits alle Bedingungen für die Entstehung der Prostitution als einer sozialen Massenerscheinung überreich entwickelt: mächtige, mit materiellen Gütern gesegnete Herrenklassen, recht- und ehrlose, von der Verschacherung ihres Leibes lebende Frauen, die brutale Verstoßung der Frau aus dem produktiven und politischen Leben und ihre planmäßige Fesselung an die Haushaltung, die geistige und körperliche Verkümmern der Ehefrau zu einer unbedeutenden, unter Gattungsorgen schnell verblühenden, reizlosen Hausmutter.

Erst die Aufhebung der Zerklüftung der Gesellschaft in Herren und Knechte, erst die ökonomische und politische Selbstständigkeit der Frau und ihre damit verbundene unbedeutende körperliche und geistige Entwicklung befreit und von der sozialen Kälte der Prostitution. Die vergeistigte, sittlich vertiefte Frau der Zukunft wird sich nimmer zur Lust und auch nicht zur Hausdienerin des Mannes erniedrigen.

P. Kamppinger.

Medizinisches.

Herzschmerzen. Daß der Mensch in seinem Sprachgebrauch das Herz zum Sitz der Seele und aller möglichen angenehmen und traurigen Empfindungen gemacht hat, muß notwendig auch eine physiologische und zum Teil auch pathologische Erklärung haben. In der Tat sind Empfindungen in der Herzgegend eine sehr häufige Erscheinung, und da der gesunde Mensch sich selbst überhaupt nicht fühlt, so werden sie sich stets in mehr oder weniger peinlichen Schmerzen äußern. Die Ärzte wissen oft mit Patienten, die über Herzschmerzen klagen, nichts Rechtes anzufangen, weil sich die Ursache schwer oder gar nicht erkennen läßt. Ueberhaupt sind die Herzschmerzen, wie Dr. Selig in einem Vortrag vor der Balneologischen Gesellschaft ausführte, eine mannigfaltige Erscheinung, die sich sehr verschieden äußern und auch sehr verschiedene Bezeichnungen haben kann. Am meisten verbreitet und mehr oder weniger jedem bekannt ist das Herzklappen. Die Häufigkeit und Stärke seines Auftretens hängt wesentlich von der „Nervosität“ ab. Während es bei gesunden Menschen nur bei starken Aufregungen vorkommt, zeigt es sich bei nervösen Leuten auch ohne besondere seelische Einflüsse, zuweilen zu ganz bestimmten Stunden. Eine Eigenheit fast aller Erregungen des Herzens ist das Angstgefühl, das man auch als Herzangst bezeichnet. Nicht immer hat diese Angst etwas Erhebliches zu bedeuten, sie ist aber auch naturgemäß eine Begleiterscheinung aller Erkrankungen des Herzens selbst und der benachbarten Blutkanäle. Ferner erfolgen Herzschmerzen durch Störungen in der Regelmäßigkeit der Herzbewegungen, was der Volksmund einfach mit dem Ausdruck kennzeichnet: „Mein Herz setzt aus“ oder: „Mir blieb das Herz stehen“. Namentlich bei Frauen äußern sich unangenehme Gefühle in der Herzgegend durch eine Ueberempfindlichkeit der Brust, besonders bei etwas torpulenten Frauen. Recht oft halten die Menschen einen Schmerz für vom Herzen ausgehend, während er eigentlich wo anders sitzt, z. B. in den Rippen bei Gicht; unter diesen Umständen kann er meist durch Jodpinselung beseitigt werden. Im ganzen wird begreiflicherweise jede Störung im Blutkreislauf sich in gewissem Grade auch im Herzen bemerkbar machen.